



Steht sicher auf dünnen Beinen: Die 9 Meter hohe «Maman» (1999) von Louise Bourgeois in der Fondation Beyeler in Riehen.

Alleine siegreich unter vielen Männern

Die Fondation Beyeler zeigt Werke von Louise Bourgeois im Dialog mit der Sammlung. Von Gerhard Mack

Wer sich an seine erste New-York-Reise erinnert, kennt das Gefühl: Die Hochhäuser sind überwältigend. Kein Wunder also, wenn Louise Bourgeois dem Schreibenden einmal sagte: «Als meine Söhne klein waren, wollte ich, dass sie so gross und stark wie die Wolkenkratzer Manhattans werden.» Für ihre frühen Skulpturen ist sie nicht auf einen Wolkenkratzer, aber auf das älteste Apartmenthaus der Stadt, das Stuyvesant's Folly, gestiegen und hat das Dach zu ihrem Freiluftatelier gemacht. Aus Abfallholz, das Handwerker vom Bau eines der typischen Wassertanks von New York zurückgelassen hatten, konstruierte sie 1950 die Skulptur «Memling Dawn».

27 Bretter wurden dunkel gestrichen, übereinandergeschichtet und miteinander verbunden. Die Struktur macht einen sehr fragilen Eindruck. Sie zählt zur frühen Werkgruppe der «Personnages», mit denen die Künstlerin sich an ihre Familie erinnerte, die sie 1938 zurückliess, als sie nach der Heirat mit dem amerikanischen Kunsthistoriker Robert Goldwater nach New York zog. Es sind sehr persönliche Heimweh-Stelen, sie bezeichnen aber auch einen existenziellen Befund: Dass wir Menschen nicht mehr auf allen vier Beinen hoch in der Luft balancieren, machte für die Künstlerin eine unserer konstitutionellen Schwächen aus. Die Spinne, die für sie Mutter und Wächterin ist, ist da wesentlich besser dran.

Nun begegnet uns die Skulptur «Memling Dawn» in der Ausstellung, welche die Fondation Beyeler der 2010 verstorbenen Künstlerin zu ihrem hundertsten Geburtstag widmet. Sie steht



Aktiv bis zuletzt: Louise Bourgeois.

gleich im ersten Raum neben dem wunderbar luftigen Weg «Sous bois (Chemin du Mas Jolie au Château noir)» Paul Cézannes von 1902 und soll die Nähe zwischen dem Vater der Moderne und einer ihrer prominentesten Künstlerinnen belegen. Die Fondation pflegt seit geraumer Zeit das Ausstellungsgenre des Dialogs einer Gastposition mit Werken der Sammlung. Félix González-Torres wurden dabei sogar zwei Präsentationsrunden gewidmet. Dabei soll die Aktualität der Sammlung klassischer Moderne und das Traditionsbewusstsein der zeitgenössischen Kunst gleichermaßen erfahrbar werden.

Bei Louise Bourgeois dient es überdies einer allfälligen Korrektur. Ihre Kunst wird gerne als Ausdruck ihrer Biografie, ihrer psychischen Kämpfe, als Bannung von Ängsten, als Exorzis-

mus von Traumen verstanden. Dazu hat die Künstlerin selbst durch zahlreiche Äusserungen beigetragen.

Nun soll für einmal deutlich werden, wie sehr dieses Jahrhundertwerk auch mit dem Jahrhundert verbandelt war, wie eng und vielfältig die Bezüge sind, die zwischen Bourgeois und den Heroen der Moderne bestehen. Das ist äusserst löblich, aber nicht immer ganz glücklich. Bereits «Memling Dawn» lässt sich genauso auf die Farbflecken von Cézannes Malerei beziehen wie auf Henri Rousseaus Dschungelbild mit seinen schwarzen Stämmen und der Ambivalenz aus Schönheit und Bedrohung gegenüber. Natürlich macht es dem Kurator Ulf Küster keine Mühe, in seinem wunderbar einfühlsamen Begleitband kunstgeschichtliche Belege anzuführen. Aber wir gestehen es frei: Wir verstehen weder Fernand Légers blauweisse «Contrastes de formes» noch die prekäre «Red Fragmented Figure» aus roten Keilen von seiner Schülerin besser. In einer Welt, die ohnehin im globalen Einheitsbrei versinkt, schätzen wir die Differenz.

Und die Freude ist riesengross, als die zerbrechliche, aggressive Louise Bourgeois nach dem «pas de deux» mit den Grossen der Kunstgeschichte des letzten Jahrhunderts (sogar Picasso wird gefordert!) endlich bei sich sein darf: Das Untergeschoss gehört ihr. Die 220 «Insomnia-Drawings», der Schlaflosigkeit abgerungen, sind so leicht, so offen, so liebevoll, so schonungslos wie kaum etwas sonst in der Gegenwartskunst. Grandios.

Louise Bourgeois: «À l'infini», Fondation Beyeler, bis 8. 1. 2012.

Ein Schrotthändler aus Norwegen begegnet Miles Davis

Daniel Rohr und das Zurich Jazz Orchestra führen «Miles oder die Pendeluhr aus Montreux» von Henning Mankell auf.
Von Manfred Papst

Wir wissen alle, wo wir am 11. 9. 2001 waren. Oder am Tag, als uns ein geliebter Mensch plötzlich wegstarb. Auch Steinar, einem Schrotthändler im norwegischen Molde, geht es nicht anders. Er kann sich genau an den 28. 9. 1991 erinnern. Er stand gerade vor dem Haus und überlegte sich, ob er die Fahnenstange frisch streichen sollte, als in der Küche das Telefon läutete. Sein Vater war dran. «Miles ist tot.»

So beginnt der Rollen-Monolog «Miles oder die Pendeluhr aus Montreux» des schwedischen Erfolgsautors Henning Mankell. Daniel Rohr, der Leiter des Zürcher Theaters Rigiblick, bringt ihn zum 20. Todestag des Musikers auf die Bühne. Er konterkariert den Text mit Musik aus Miles Davis' Album «Sketches of Spain» (1960), die er vom 22-köpfigen Zurich Jazz Orchestra unter der Leitung von Rainer Tempel live aufführen lässt.

«Sketches of Spain» war das dritte von vier Alben, die Miles Davis mit dem Arrangeur Gil Evans realisierte. In seinem Zentrum steht eine Adaption des Adagio aus dem «Concierto de Aranjuez» von Joaquín Rodrigo. Die Verbindung von Trompete, Bläserorchester und Kastagnetten beeindruckte den Protagonisten zutiefst, als er als Backstage-Gast in Montreux einmal Miles Davis im Konzert erleben durfte.

Dazu ist es auf abenteuerliche Weise gekommen. Steinar hat einen Freund namens Stein Åge, der Miles Davis einmal zum Flughafen fährt – in einem alten schwarzen Volvo. Dabei entspinnt sich folgender Dialog: «Wissen Sie,

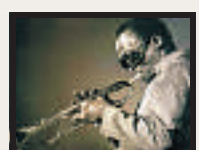
wer ich bin?» – «Ja.» – «Mögen Sie meine Musik?» – «Nein.» Es ist der Beginn einer lebenslangen Freundschaft.

Stein Åge wird Miles' Chauffeur, so oft der in Europa unterwegs ist, und als das Konzert am Jazzfestival Montreux ansteht, überredet er Steinar, den Schrottplatz zu schliessen, zum ersten Mal in seinem Leben Ferien zu nehmen und mitzukommen. Steinars Frau lässt ihn ohne weiteres gehen – sofern er ihr eine Pendeluhr mitbringt.

Henning Mankells Ein-Mann-Stück ist eine verspielte und heitere Hommage an das Jahrhundertgenie Miles Davis, die sich aber auch vor gelegentlichem Pathos nicht scheut. Mit den

Miles Davis

Der Jazztrompeter (1926 – 1991) revolutionierte die Musik des 20. Jahrhunderts gleich mehrmals.



biografischen Fakten geht der Autor dabei recht frei um. Zeitsprünge machen ihm Spass, und vieles blendet er auch einfach aus. Doch das Werk hat ja nicht den Anspruch, den ganzen Miles Davis zu zeigen.

Man darf gespannt darauf sein, wie Daniel Rohr als Steinar und das Zurich Jazz Orchestra die Vorlage umsetzen. Sicher ist es eine kluge Entscheidung, das Stück im Wesentlichen mit *einem* Album von Miles Davis zu orchestrieren und es nicht nach Art einer Compilation-Show mit Hits aus allen Schaffensphasen zu begleiten. Bisher hat Rohr mit seinen musikalischen Stern-Theater-Produktionen oft eine glückliche Hand bewiesen; man denke nur an «Azzurro», «Goethes Faust», «You May Say, I'm a Dreamer», «Zappa!» und «To the Dark Side of the Moon».

Henning Mankell Meets Miles Davis: «Miles oder die Pendeluhr aus Montreux». Monolog und Musik. Deutsche Erstaufführung. Theater Rigiblick, Zürich. Premiere (ausverkauft): 27. 9. Weitere Daten: 4., 14., 23. 10; 20., 27. 11; 8. 12. Lesung mit Henning Mankell: 28. 9.



Daniel Rohr als Schrotthändler Steinar, Rainer Tempel mit dem Zurich Jazz Orchestra.

Abgründe (498)

Sie war ein Leben lang auf der Suche nach dem vollkommenen Rot

Angelika Overath

Ihre Mutter war eine vegetativ flirtende Belle-Epoque-Amerikanerin in Paris, deren Vorfahren auf George Washington zurückgingen; ihr Vater arbeitete an der Börse. Sie hatte eine hinreissend blonde, engelsgleiche Schwester, war selbst aber braunhaarig und durchaus nicht schön. Eine Schulbildung hielten die Eltern für verzichtbar, aber sie ersannen viele wunderbare Ausflüge für die Kleinen. Zur Krönungsfeier von George V. etwa schickten sie die Kinder mit den beiden Kindermädchen nach London, damit sie von der offenen Tribüne aus beim historischen Spektakel dabei sein konnten. Unter all den Königen und Fürsten mit ihren Hofstaaten gab es (König George und Queen

Mary waren auch Kaiser und Kaiserin von Indien) «Maharadschas wie Sand am Meer, und sie schmückten ihre Elefanten – ihre Elefanten! – mit Edelsteinen». Und diese unwahrscheinlichen Tiere zogen «an meiner Schwester und mir vorbei wie Taxis auf der Park Avenue. Bis es Nacht wurde.»

Als die Familie nach dem Ersten Weltkrieg nach New York umzog, kam sie in eine feine Mädchenschule. Sie durfte kein Französisch mehr sprechen, und ihre Lehrerin erklärte: «Was man nicht sagen kann, weiss man nicht.» Sie begann zu stottern, suchte bei anderen Mädchen nach Vorbildern. Aber da sie keines fand, beschloss sie selbst, das grossartige

Vorbild-Mädchen zu sein. Immerhin hiess ihr Geburtsname übersetzt «Ich wage». Sie durfte auf eine russische Ballettschule wechseln und lernte Disziplin. Mit 18 heiratete sie einen 25-jährigen Jungbankier, vor dem sie (wie sie als alte Frau sagte) auch nach 40-jähriger Ehe nie ganz die Scheu verloren hatte. Sie fand ihn wunderschön.

Vielleicht war sie auf eine besondere Weise sinnlich. Pferde zum Beispiel, fand sie, riechen besser als Menschen. Farben elektrisierten sie. «Ich war mein Leben lang auf der Suche nach dem vollkommenen Rot», konnte sie erklären. «Ungefähr das schönste Rot ist das einer

Kinderhaube auf jedem beliebigen Renaissancegemälde.» Sie sah, wie die Augen des Duke of Windsor ihn in ein magnetisches Blau tauchten: «Das meine ich ernst – sein Gesicht hatte eine azurblaue Aura. Das ahnt man selbst auf Schwarzweissaufnahmen.»

Berüchtigt ihr Umgang mit Fotografien. Sie brauchte einen billardtischgrünen Hintergrund. Als ihr die vorgelegten Versuche auch beim dritten Mal nicht genügten, wies der Fotograf scheu darauf hin, er habe einen Billardtisch fotografiert. Sie wolle doch keinen Billardtisch, sagte sie lächelnd, sie wolle «die Idee von Billardtischgrün». Oder: «Bei keiner Farbe ist es schwerer, den richtigen Ton zu treffen als bei Schwarz. Ausser bei Grau.» Dann referierte sie Diskussionen um den delikaten Ton, in dem ihre Cou-

sine Pauline de Rothschild die Wände des Salons habe streichen lassen: «Ich kann es ihnen sagen: ein helles Rauchgrau. Die Farbe im Inneren einer Perle.» Und mit einem Lächeln warf sie hin: «Rosa ist wirklich das Marineblau von Indien.»

In ihrer legendären Kolumne «Why Don't You?» fragte sie die geneigte Leserin, warum sie ihren alten Hermelin nicht als Bademantel auftrage oder das blonde Haar ihrer Kinder nicht mit abgestandenem Champagner wasche.

Wer war die Exzentrikerin einer untergegangenen Stilepoche, die sagte: «Gib den Menschen nicht, was sie wollen, gib ihnen, wovon sie nie zu träumen wagten?»

Alphanumerische Lösung: 4-9-1-14-1-22-18-5-5-12-1-14-4

